

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 76.

Donnerstag, 26. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Lörcher.

(25. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Am andern Nachmittag ließ er sich von einem Einspanner umherfahren. Außerlich lässig in die Wagenpolster zurückgelehnt, begrüßte er mit seinen Blicken all die altbekannten Stätten. Auch an seinem Elternhause ließ er sich vorbeifahren, um eine Uebersicht für seinen nächsten Besuch zu gewinnen.

Wachsam laßen seine Augen die Hausnummern ab. Dort kam das Haus! Noch immer gut erkennbar durch den besonders schönen und üppigen Blumenschmuck, der oben vom Balkon in reich sich spreizenden Farren, Palmen und herrlich duftenden Nelken sich zeigte, und unten zwischen den eisernen Gitterstäben der Erdgeschossfenster in winzigen Töpfchen aus Geranien, Brunnen und Lobelien quoll. Denn seine Mutter war eine der typischen Sevillaner Frauen, denen ihr — oft armseliges — Häuschen ihre Welt bedeutete, das man, mit Blumen reich verzierte, auf die Außenwelt, auf Vergnügungen, auf Spaziergänge Jahr um Jahr verzichtend.

Doch es war niemand zu sehen. Die Holzgitterchen waren fest innen vor die Fenster der beiden Erdgeschosszimmer gerückt. In einer Sekunde drang der Blick beim Vorüberfahren in die offen stehende Haustür und durch die reich durchbrochene Gitterpforte bis zum offenen Innenhof des Hauses ein. Aber auch hier sah Jeanne keinen Menschen. Seine Sorge und Angst wuchs in der Frage: ob er seine Mutter überhaupt noch am Leben fand?

Kaum konnte er die Nacht erwarten, die ihm heute, zwischen Gründonnerstag und Karfreitag, am besten zur Ausführung seines Wunsches schien. Denn nach jahrhundert alter Tradition war ganz Sevilla während dieser ganzen Nacht auf den Beinen und lehrte erst in den Morgenstunden nach Hause zurück. Man begrüßte unter frenetischem Jubel um Mitternacht den Auszug der bestellten und populärsten aller Sevillaner Madonnen, Madonna de la Esperanza, draußen in der Vorstadt Marcarena, und um zwei Uhr nachts unter ehrfürchtigem Schweigen den Auszug des zweiten sehr populären Heiligenaltars: des „Christus der großen Kraft“, der unter der Last seines Kreuzes in der Morgenfrühe des Karfreitages seinen Weg zur alten Kathedrale nahm, — und unter stärkster Anteilnahme wieder in die alte Kirche San Lorenzo zurückgeleitet wurde.

Es war auch heute wie vor Jahren. Die ganze Nachbarschaft schien ausgegangen zu sein. Niemand begegnete ihm, da sich alles draußen in die Marcarena drängte.

In dem Handlöffchen, das Jeanne mit ins Gasthaus genommen, ruhte ein neuer Herrenanzug, den er sich am letzten Tage in Paris heimlich gekauft. Er mußte seiner Mutter doch als ihr Juanito entgegen treten! Im Gasthause war er glücklich unbeachtet herausgekommen. Der Nachtportier, ein hagerer, schwindlichtiger Mensch, dem es nicht einfiel, in diesen unruhigen Tagen sich die Gesichter der stets wechselnden Gäste zu merken, sah nahe der Tür und fortsetzte sich Tabakshäuschen zu den Selbstanzufertigenden Zigaretten. Das war während seiner Nachtwachen seine Lieblingsbeschäftigung.

Zum ersten Male seit Jahren schritt wieder ein Juan Alvarez durch die Straßen seiner Heimatstadt. Heute durften keine Wagen auf den Straßen fahren, um nicht die Ruhe der drei Tage höchster Passion zu stören. Selbst der Klang der Kirchenglocken war verstummt, und ein mächtiges Holzgestell ließ droben vom Turm der Kathedrale, der Giralda, in Gestalt der „Matraccia“ wie seit Jahrhunderten sein Geräusch zur Verkündung der Stunden ertönen.

Der Weg war nicht sehr weit. Die Einsamkeit tat ihm wohl. Drinnen im Zentrum drängten sich Hunderttausende um die Kathedrale und den seit Jahrhunderten vorgeschriebenen Prozessionsweg, in südländisch lebhafter Anteilnahme.

Nun stand er am Gittertor, das jedes typische Sevillaner Haus mit der Straße verband. Das eiserne reichdurchbrochene Gitterwerk gestattete ihm, bis in den Innenhof zu sehen. Ach, der patio, dieser hübsche, saubere, freundliche Innenhof, um den sich im Bieder die winzigen freundlichen Zimmer lagern, und der mit seiner kleinen Fontäne und dem Kranz immergrüner, immer übersprühter Topfgewächse ein Bild freundlichster südländischer Lebensfreude ist!

Er preßte sein Gesicht ans Schnörkelwerk des durchbrochenen Gittertores. Niemand im Innenhofe —, doch dort zur rechten im Hintergrund fiel ein Lichtschein über die roten Kiesen hinaus, und ein leises Hantieren und Klappern ließ erraten, daß sich doch jemand in der Küche befand.

Da nahm er sich ein Herz und rief einige Male halblaut den Familiennamen seiner Mutter. —

Es kamen jetzt Schritte über die Ziegelsteine des Innenhofes. Die Umrisse einer ältlichen, zur Körperfülle neigenden Frau erschienen, und eine Stimme fragte, wer dort sei.

An der Stimme erkannte er jetzt seine Mutter!

Vor Erschütterung, Freude und Spannung vermochte er kaum zu antworten. Er wollte es langsam angehen lassen, nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen, um seine Mutter, die völlig unvorbereitet war, nicht zu sehr zu erschüttern. —

Da er mit dem Rücken gegen die Straße stand, konnte man sein Gesicht nicht enträtseln. Sie vermutete in ihm einen Freund des jüngeren Sohnes.

„Bittel Lassen Sie mich ei reden, Senora, ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen!“

Sie zögerte einige Momente, scheinbar war sie —, endlich, einen Fremden ins Haus zu lassen, weil sie allein war?

„Ich bringe Ihnen Mitteilung von Ihrem Sohne Juan, — ja, von Juan —“

Wie von einem Schlage gerührt, blieb sie stehen. — Eine Wunde schien in ihr aufzubrechen. — Vielleicht war der dort irgendein Kamerad, der mit ihrem Sohn im Felde gestanden und ihr noch etwas berichtet konnte? Juan —, ach, der geliebte Sohn! Längst war er ja unter marokkanischer Sonne gebleicht und seine Knochen gedorr! —

Sie öffnete jetzt mit einem Griff des altmodischen Türschlosses, der seitwärts in der Wand lag. Ihre

Jüge, soweit Jeanne sie von hier aus erkennen konnte, denn es herrschte ein mattes Zwielicht. — drückten traurige, ergebene Erwartung aus. — Er sah sich kurz um und bat, — da die Haustür zur Straße noch offen stand und er einen zufälligen, unfreiwilligen Lauscher befürchtete: „Senora, darf ich mit Ihnen in die Küche eintreten?“

Sie ließ ihn an sich vorübergehen. Er nahm den wohlbekannten Weg über den viereckigen offenen Innenhof zur Küche in der Ecke zur Rechten. Hier sprang aus einer primitiven mitkernen Glaskchale das elektrische Licht auf.

Jetzt blieb er stehen und sagte nur, seine Erregung bemerkend: „Mutter!“

Sie wurde wie versteinert. Nur ihre Augen begannen jetzt, sein Gesicht zu enträtseln.

„Mutter!“ sagte er dann noch einmal leise.

Da neigte sie den Kopf etwas zurück, verschränkte die Hände über der Brust wie zum Gebet und flüsterte: „Die allernädigste Madonna schenkt mir eine Vision! — Ich sehe meinen Juanito vor mir!“ —

„Mutter, ich bin es wirklich! Bin dein Sohn in Fleisch und Blut vor dir. Ich lebe! Sieh —“

Jetzt trat er auf sie zu und ergriff ihre beiden Hände. Sie fühlte den warmen Pulsschlag seines Lebens an seinen Handgelenken.

„Juanito —“, sagte sie noch immer wie eine Träumende, wie eine Ungläubige, „ich habe dich alle die Jahre beweint, als einen Toten —“

„Sieh, ich kam zu dir zurück, um dir zu sagen, daß ich lebe! Wenn ich auch jetzt nicht wieder bei dir bleiben kann.“

Er drückte sie jetzt auf einen Rohrsessel nahe der Küche. Ein flüchtiger Blick zur Gittertür beruhigte ihn. Man konnte von der Straße aus nicht bis in diese Ecke sehen. „Juanito — ich kann das alles noch nicht begreifen“, sagte sie schwankend zwischen Hoffnung und der Angst, alles gleich einem Phantom, einer Vision rasch wieder entgleiten zu sehen.

Er aber sank vor ihr auf die Kniee, stützte seine Arme auf ihre Knie und begann zu erzählen, während er ihr unverwandt in die Augen sah.

Berichtete ihr sein wunderliches Schicksal, das ihn in den trauen Regen eines Menschenlebens jetzt wieder zu ihr führte.

Längst hatten die militärischen Behörden ihn als endgültig vermißt gemeldet, längst war er als verschollen für immer gebucht. —

Selbst die Nachricht jetzt, er dürfe nicht im Lande bleiben, sondern sei nur diese eine Nacht zum Wiedersehen mit der Mutter gekommen, traf sie nicht so hart, wie er gefährdet. Bis jetzt konnte er der Mutter nie Nachricht geben, da er es nicht wagen durfte, bei der Gefährlichkeit seiner Situation einen Dritten einzuweisen, so verabredeten sie jetzt einen Ausweg: er schrieb ihr unter einem fingierten Namen aus dem Auslande, und sie holte persönlich die Briefe von der Post.

Sie zog ihn empor und drückte ihn auf einen Sessel neben sich. Dann strich sie ihm über das Gesicht: „Du hast recht, Juanito, daß du deine Haut nicht für diesen mörderischen, aussichtslosen, unnützen marokkanischen Feldzug geopfert hast! Ein so schwächliches Büßchen, wie du, das noch aussieht wie ein Mädchen, holt man nicht derartig unvorbereitet, ungeschützt in die Hölle der afrikanischen Sonne und unter die Flinten der raffinierten Araber, die in ihrem eigenen Lande jeden Weg, jeden Felsen kennen! Wem hätte dein Tod genügt? Jetzt aber hast du einer wehrlosen jungen Frau geholfen.“ —

„Und vielleicht kann ich noch mehr helfen, noch mehr verhindern, Mutter“, sagte er temperamentvoll und leidenschaftlich, als er an das Treiben der beiden politischen Spione dachte, die er auch aus seinen ganzen Anschauungen heraus haßte.

Dann mußte auch die Mutter in großen Zügen hehsten. Es ging ihr kimmerlich.

So flüsterten sie beide lange miteinander.

Dann ging er.

Denn ein unendlicher Jubel pflanzte sich aus einiger Entfernung immer näher. Die Prozession aus der Marcarena kam auf ihrem Wege zur alten Kathedrale hier vorbei. Volle zwölf Stunden blieb die Prozession unterwegs, um von Mitternacht bis zum Mittag des Karfreitags durch Passieren aller erreichbaren Stadtviertel möglichst viele des Segens des wohlthätigen, verehrten Madonnenbildes theilhaftig werden zu lassen. So mußte Juanito rechtzeitig gehen, ehe der große Menschenstrom hier vorbei zog, ehe ihm vielleicht unterwegs ein früherer Bekannter begegnete und ihn erkannte, oder dieser oder jener zufällig in ihr Häuschen eintrat, um als ermüdeter Prozessionsteilnehmer um einen erfrischenden Trunk zu bitten.

Noch einmal kniete er vor ihr nieder. Sie segnete ihn unter Tränen der Freude und neuen Abschiedsschmerzes. Ueber ihnen wölbte sich der andalusische Nachthimmel in seiner nahen, dunkelsamtenen Klarheit und Sternenpracht, als sei es der sternbestückte, weit ausgebreitete Mantel der Madonna. —

Eine große Traurigkeit überkam die alte Frau, als sie nun seine schnellen Schritte, die durch Gewohnheit nun etwas Fierliches bekommen hatten, über die roten Steinfliesen des Innenhofes verflangen und er die durchbrochene Gittertür wieder hinter sich zuzog. —

So lag sie noch unbeweglich, bis der schmetternde Klang der Clairons fast herangeritten war, bis der rhythmische Trommelwirbel immer deutlicher die Nachtstille zerhackte, und man in den Ruhepausen der Träger ab und zu eine hellauflinende alte Saeta vernahm. Die Schritte von Hunderten, von Tausenden kamen, als Vorantritt der Prozession, als ihr Gefolge. Ein strahlender Lichterschein kam, die schmale alte Straße herauf.

Die Madonna nahte auch ihrem Häuschen!

Da ging die alte Frau über den Hof und öffnete das Gittertor weit. Ein Meer von über dreihundert brennenden Kerzen stufte sich zu Füßen und zu Seiten der Madonna. In ihrem Schein funkelte die mächtige strahlenförmige Krone aus echtem Golde, die ersten Brillanten im Collier, im Rosenkranz, in Agraffen auf der Brust. Weit haushete sich der Purpurmantel mit erhabener Goldstickerei. Auf dem Baldachin aus Purpur und Goldquasten schaukelten frische Blumen lose und in Sträußchen, welche Frauen und Mädchen im Vorbeiziehen von den Balkons zu frommer Huldigung geworfen. —

Die alte Mutter sank in die Kniee, als der Lichtersahl der Madonna für Sekunden in ihr schließliches Häuschen drang. Sie breitete die Arme weit aus und dankte in wortlosem Gebete der Himmelskönigin, die ihre Gebete und Schmerzen erhörte, — und ihr diese Stunde geschenkt —!

(Fortsetzung folgt.)

Ein freigebiger Schotte.

Ein Schotte, der, wie alle seine Landsleute, überaus sparsam war, besuchte einen seiner Geschäftsfreunde in London. Selbstverständlich wohnte er bei ihm, um das Hotelgeld zu sparen. Sein Wirt ging jeden Abend mit ihm in eine Bar und bezahlte selbstverständlich die Getränke, die die beiden zu sich nahmen. Am letzten Abend aber wollte der Schotte durchaus bezahlen. Der Engländer, der den Geiz seines Freundes kannte, wollte dies nicht zulassen. Der Schotte erwiderte jedoch:

„Charlie, was zu viel ist, ist zu viel. Ich kann das nicht mehr von dir annehmen. Acht Tage lang bin ich dein Gast gewesen, und du hast dauernd für mich bezahlt. Aber jetzt sollst du sehen, daß auch ich ein nobler Mann bin. Wir werden den letzten Whisky ausnobeln. Wenn ich gerade Pech haben und verlieren sollte, kannst du ja noch immer bezahlen.“

Der Engländer soll von der Freigebigkeit seines Freundes nicht gerade enttäuscht gewesen sein.

In deutschen Dörfern an der Wolga

Von Joseph Ponten.

Da wohnen diese Deutschen in den stillen, stillen Dörfern, auf dem hohen Bergufer diesseits, auf dem flachen Wiesen- ufer jenseits der Wolga, und hier bis in die Kirailensteppe hinein. Niemals sah ich so stille Dörfer. Aus der weiten russischen Ebene strömt Stille in sie ein, und sie selbst antworten mit Stille. Da gibt es keine Wälder, aus denen Artischlag tönt, nur einiges Buschwerk, ziemlich entlegen von den Behausungen; kein Berg ist da, von dem der sympathische Karm eines Dorfes widerhallt. In den Dorfstraßen kommt kein Echo auf von Fuhrwerk oder Viehgebrüll, denn die Häuser sind niedrig und die Straßen sehr breit, russisch breit, das weite Land erlaubt es, und die Feuersgefahr macht es für die holzerbauten Häuser ratsam, die Straßen sind nicht befestigt, nicht gepflastert oder maladamisiert, die Wagen fahren still in der staubigen, mulmigen Erde, in den breiten Straßen liegen die weiträumigen Gehöfte an Raum ist ja kein Mangel, es wohnen weit weniger Menschen auf der Siedlungsfläche als auf der gleich großen Fläche eines unserer Dörfer. Nicht alle Dörfer besitzen eine Kirche, so das Geläut der Gloden oft fehlt, und haben sie eine Kirche, so haben sie keinen Pfarrer, der Pfarrer kommt von Zeit zu Zeit aus dem Nachbarort — was man so in Russland „Nachbar“ dori nennt, und sie haben keine Schenke, aus der Sonntags Singen und Geräusche tönt, keine Wein-, keine Bier-, keine Brantweinchenke, nicht einmal eine Teestube (auch kein Wirtshaus, in dem man unterkommen könnte), und keine Schützenwiese, von woher es Sonntags so lustig knallt, und hätten sie Teestube, Brantweinchenke und Schützenwiese — obgleich diese Deutschen zum größten Teil von geräuschvollen Rheinländern und deutschen Westländern abstammen, mir scheint, sie sind ziemlich phlegmatisch geworden, vielleicht hat der Charakter des ebenen Landes mit seiner Schwermut und Melancholie doch den Charakter dieser deutschen Menschen beeinflusst und ein wenig geändert.

In einzelnen deutlichen Zügen sind sie unleugbar Russen geworden. Ihre Häuser sind russische, ihr Grundriß, ihre Architektur, ihr Schnittwert an Fenstern, Giebeln und Hof-toren, alles ist so wie in den russischen Dörfern. Das kommt wohl daher, daß den Einwanderern in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts von der russischen Regierung und durch russische Beamte Häuser erstellt wurden, die Regierungsvorsorge wird den Stil bestimmt haben.

Nicht einmal Kauläden habe ich in den Dörfern, in denen ich war, gesehen, die Wirtschaft jedes einzelnen scheint sich selbst zu genügen, auch Hufschmiede, Stellmacherei und Wagnerei, die in keinem deutschen Dorf in Deutschland fehlen, erinnere ich mich nicht gesehen zu haben. Die Hausfrau bereitet mit ihren Töchtern im Sommer die Vorräte für den Winter vor, auf den Dächern werden im langen, heißen Steppenommer Apfelschnitzel und alle Kernfrüchte getrocknet, Tabakblätter hängen in Girlanden, die Arbusen (die Wassermelonen) werden zu Hause für den Brotaufstrich eingelocht, und in jeder Familie scheint von den Frauen das Brot selbst gebaden zu werden. Im 18. Jahrhundert wird es in Deutschland kaum anders gewesen sein, mir scheint, diese Deutschen dort draußen sind in ihrer Abgeschlossenheit von der Welt auf der Wirtschaftssituation des 18. Jahrhunderts stehen geblieben.

Die Dörfer heißen meist nach den Führern der Auswanderertrupps. Es gibt also sonderbar anmutende Dorf-namen. Ich war in den Dörfern „Müller“ und „Stefan“.

Die Männer arbeiten auf den Feldern. Sie säen, sie mähen, sie ernten und dreschen — Dreschtreunen und Scheunen sah ich keine, die „Frucht“ wird draußen vor dem Dorfe in hohen Rieten aufgestapelt und verarbeitet.

Nur die Kirchen in den Dörfern sind fremdländische Gebilde. In einem russischen Kirchdorf ist die Kirche ein byzantinisch-russischer Bau, blockig, mit Kuppeln besetzt, die meist grün und bisweilen goldfarben sind, und die Kreuze darauf sind mit Ketten als Windstößen gehalten; nebenan steht der Glodenturm oder der (offene) Glodenstuhl. Zwar auch im deutschen Dorfe schwingen die Gloden nebenan in kunstvoll und statisch abgestützten offenen Stühlen, mag sein, daß die auch aus Holz erbauten Türme der Kirchen nicht stark genug für Gewicht und die Schwingungsmechanik der Gloden sind. Aber der Turm selbst ist ein regelrechter Turm westländischer Formung, blockig in sich verjüngenden Stod-werken errichtet, die mit einer kleinen, grünen Kuppel oder Zwiebelhaube schließen, und das Ganze endet in einem frei- stehenden vergoldeten, nackten, großen protestantischen Kreuze (ich war nur in protestantischen Dörfern).

Mit großen, schwarzen, in die Asche gleich einem

Käufel Holz geklemmten Gesangbüchern, auf weiche ein-fache, große Kreuze in Gold aufgedruckt sind, pilgern die Gläubigen zum Gottesdienst während des stürmischen Ge-läutes, das die Dorfbuben auf dem offenen Stuhl mit Kraft und lustiger Singschall veranlassen. Die Weiber betreten die Kirche sofort, von den Männern aber nur die alten, die jüngeren treten draußen auf der Treppe zusammen zu einem sonntäglichen Gemeindevorleser. Sie sind mit altstüm-lichen schwarzen Kleidern angetan und tragen grobe, runde, typische altmodische Bauernfilze, die wir fast nur noch von alten Bildern her kennen, oder Kappen mit Schirm; es sollen alte hessische Typen sein, eine Kappenfabrik soll sich gleich nach der Einwanderung in einer benachbarten Stadt zur Verfertigung dieser hessisch-deutschen Kopfbedeckung auf-gegan haben. Ganz selten trägt ein Bauer im langen Rod einmal russische Filztiefel, die meisten aber echte, schwarze, hohe, gewichene Schaftstiefel. Die an den Männern vorbeis- schreitenden Frauen und Mädchen sind mit weiten, heißen Röcken und mit Kopftüchern bekleidet, die Frauen in Dunkel oder Schwarz, und nur die Mädchen in bunten, grellen Farben, auf welche russische Sitte mag eingewirkt haben. Aber da kommt der Pfarrer aus dem Pfarrhaus hergeschritten im schwarzen Kittel mit Beifischen, oder er kommt auch angefahren aus dem Sorengeldorf, oder es schreitet auch nur der Schulmeister aus dem Schulhaus her, an der Stelle des Pfarrers den Gottesdienst heute besorgt — auch die Männer treten auf knarrenden Stiefeln über die knarrenden Holztreppe und die Dielen des Vorplatzes in die Kirche, die Türen schließen sich hinter dem Schulmeister, das Geläute verstummt, und von drinnen tönt der schrille Gesang des weiblichen Teils der das Eingangslied singen- den Gemeinde und die laute Stimme des betenden oder das Evangelium und eine Erbauungspredigt des aus einem Buche vorlesenden Schulmeisters.

Für gewöhnlich ist das einzige, was man in den Tages- stunden beim Wandern durch ein deutsches Dorf an der Wolga sieht, das ungehemmte Herumtreiben und sehr natürl-iche, durch keine Zuchtwahl geregelte Treiben der Schweine von der Kasse der Dorfens Schweine, die morgens die Höfe verlassen und abends in ihre Ställe heimkehren. Gähner und Gänse gehen in Familien spazieren, Kinder spielen mit den Schweinen oder mit Altersgenossen — aber alles ge-dämpft, still, irgendwie fern, fast mothilch.

„Seid Ihr aus Deutschland, wirklich und wahrhaftig aus Deutschland, du kommst ganz richtig aus Deutschland?“ fragen einen in fast biblisch einfacher Rede die Männer, wenn sie abends vom Felde hereinkamen und auf den Bänken vor ihren Höfen sitzen und ihre Weiten schmauchen. Es sind Männer, wie alten Bauernkalendern entstiegen, mit grohen, glänzenden Knöpfen auf den Röcken, und mit alten, wunderlichen Filzhüten oder Tellermützen auf den Köpfen. „Wie ist es denn in Deutschland? Nun ja, die Deutschen, die sind tüchtig! (Man hat eine grenzenlose Achtung vor Deutschland.) Ihr habt euch ja rasch wieder emporgearbeitet, wir hier sind noch nicht so weit.“ Sie sprechen in ziemlich reinem Deutsch, der Tonfall und die dialektische Färbung sind ganz unerfälscht, man kann heute noch die Nachkommen von den Moselanern, von Sellen, von Pfälzern, von Schwaben unterseiden. „Kommst du (trau-liches du!) aus Berlin? Du kommst nicht aus Berlin? Aus München? Wo ist das, München? Auch in Deutschland? Und vom Rhein bist du, sagst du? Gevatter, der Mann aus Deutschland sagt, wir kommen auch vom Rhein. Ist das dort, wo die Burgen stehen? Hast ihr heuer guten Wein? Was machst du hier? Land und Leute sehen?“

So reden sie und reden auch untereinander in reinen deutschen Stammesprachen, nur die Wörter für Nahe und Gewichte, wie Wert und Pud, sind natürlich russisch, aber auch für „Eimer“, für „Besen“ und gewisse Geräte ge- brauchen sie russische Wörter. Die Alten unter ihnen haben das Wort, die Jüngeren schweigen, denn es gibt noch Patriarchentum und Autorität, und sie reden langsam und schwerfällig und sind wohl auch misstrauisch, es sind alte Kalenderbauern. Und sehr schwer ist es, sie ein wenig aus-zuholen über ihre Familien, ihr Leben, ihre wirtschaftlichen und politischen Ansichten, über ihre Erlebnisse in Kriegs- und Revolutionszeiten. Obgleich mich nur das rein Men-schliche an ihrem Leben und Dasein interessiert und ich die politischen Dinge nehme, wie sie sind, so ist es doch eine Arbeit, wie wenn ich Wasser aus einem tiefen Steppen-brunnen herauszuwinden hätte. Und einer der Alten, der mir seinen Hof und seine Wohnung, wo in der Sommer-lücke sein Weib eifrig schaffte, zeigte — nachher hat er sich meinem Wirte gegenüber geäußert, ich könne vielleicht ein Kommunist aus Moskau sein, der ins Dorf gekommen sei, um zu erfahren, wo noch etwas zu holen sei. O du alter Kalenderbauer!

Störche, Stare und Schwalben.

Diese drei Vogelarten haben sicher unter den Menschen die größte Volksähnlichkeit, nicht allein, weil sie alle drei Frühlingsboten sind, auch wegen der Art ihres Auftretens haben sie sich beliebt gemacht. Der Storch galt bei den alten germanischen Volksstämmen als der Bote der Göttin Holle. Schon damals hieß es, er hole die kleinen Kinder aus Brunnen, Seen und Teichen, um sie den Eltern zu bringen. Bei den Arabern wird der Storch als verwandelter Heiliger angesehen, der einst Böses getan hat und dafür von Allah in einen Vogel verwandelt worden ist. Zu dieser Ansicht mag auch beigetragen haben, daß die Störche in mohammedanischen Gebieten sehr gern auf Moscheen nisten und weil sie



Erster Nestbesuch.

Ein früh zurückgekehrter Storch inspiziert sein altes Nest auf einem abgestügten Baumwipfel.

heißt in einem gravitätischen Ernst einherzschreiten. In längst vergangenen Zeiten war unser Hausstorch ein Baumbrüter, und es gibt noch heute Gegenden, wo die Störche auf Bäumen brüten, wie das ja auch noch der kleine schwarze Storch tut, der in Deutschland meistens nur noch in großen Wäldern Ostpreußens anzutreffen ist. Mit dem Storch hängt der Volksglaube eng zusammen. So soll der Blitz nicht einschlagen, wie das ein Storchpaar auf dem Hause nistet. Besonders, weil er bei uns immer seltener wird, ist er unter die geschützten Tiere aufgenommen worden. Aber auch ohne diesen gesetzlichen Schutz hat es schon immer als eine große Rohheit gehalten, einen Storch zu töten. Dabei ist der Storch gar kein so harmloser Gesell, wie er sich gewöhnlich gibt. Er verzehrt zwar auch schädliche Tiere, so zum Beispiel sehr gern Kreuzottern, neht aber auch gern auf Raub aus. Junge Hasen und Rebhühner, andere Jungvögel und Vogeleier frisst der Storch gern, und der schwarze Storch ist ein berüchtigter Fischräuber. Noch mehr Schaden machen die sogenannten Raubstörche, die ihr Raubgewerbe im Umherziehen ausüben. Früher nahm man an, daß die Raubstörche Männchen seien, Jungvögeln, die keine Störchin bekommen konnten. Heute weiß man, daß unter ihnen auch Weibchen anzutreffen sind. Die Raubstörche müssen als Raubhunden unter den Störchen angesehen werden, die sich wenigstens für ein Jahr keinen Hausstand gründen. In einem alten Spruch heißt es: „Der Storch muß sich lieber Mal ins Nest schneien lassen, ehe der Frühling kommt.“ So ist es nicht immer, aber in manchen Jahren schneit es doch noch öfter, wenn der Storch schon wieder bei uns ist. Kommt der Frühling sehr spät, so daß nur wenig Nahrung aufgefunden werden kann, ziehen wohl die Störche nicht wieder fort, es kommt dann aber öfter vor, daß sie nicht brüten. Der Storch mag ihnen wohl sagen, daß für die Jungen nicht genug Nahrung aufzutreiben sei.

Der Star ist als lustiger Bruder bekannt, außerdem noch als ausgezeichnetster Imitator der verschiedensten Vogelstimmen und von allerlei Geräuschen. Auch wenn die Schneeflocken durch die Luft wirbeln, ist der Star vor seinem Häuschen und piepst sich ein fröhliches Liedchen. Dabei sucht er immer Neues hinzuzufügen. — Auf alle Laute und Geräusche achtgebend, ahmt der Star bald dieses, bald jenes

nach. Es gibt kaum einen Vogel in der Nähe, dessen Laut der Star nicht nachahmt oder wenigstens mit in sein Liedlein verflechtet. Sogar das Geschrei eines Raubvogels hoch oben in der Luft sucht er nachzumachen. Das Gackern einer Henne, das Quitschen einer alten verrosteten Wetterfahne, dies und noch anderes ahmt der Star nach. Die Paarung beginnt im März. Im April liegen bereits fünf bis sechs lichtblaue Eier im Nest. Nevevding wird der Star schon häufiger vom Zugvögel zum Strichvögel, nur zieht er im Winter vom Lande in die Städte. Nicht umsonst werden den Starren überall so viele Nistkästen herabgesetzt. Er ordnet nämlich zu den Vögeln, die den größten Nutzen bringen, weil er große Mengen schädlicher Schnecken und Raupen verzehrt. In den vergangenen Jahren wurde mehrmals festgestellt, daß manche großen Gemütsanlagen verloren gewesen wären, wenn die Stare nicht die Raupen weggefressen hätten. Allerdings stibbt sich der Star auch gern einmal Kirichen und Weinbeeren. Vögelscheuchen genießen ihn dabei nicht viel. Einen Tag oder zwei Tage mag er wohl vor einer Vögelscheuche Furcht haben, länger aber nicht. Trotz der Vögelscheuchen wird sich dann der Star seine Kirichen stehlen.

Ein ganz besonderer Liebling der Menschen ist die Schwalbe oder, wie sie in süddeutschen Gegenden oft genannt wird, der Mutterkottessvögel. Auch die Schwalbe galt bei den alten deutschen Volksstämmen als heilige. Sie war der Göttin der Unsterblichkeit geweiht. Nach dem ältesten deutschen Volksglauben überwinterten die Schwalben im Schlamm von Morästen und kamen erst wieder hervor, wenn die Götter den Frühling von neuem einführen ließen. Schwalben sollen vor allem Glück in das Haus bringen. Ihr Wiederkommen wird noch heute bei der Landbevölkerung stets durch Mähenismonen und auch durch Zurufe begrüßt. Eine derartige Komikommnung war auch schon bei den alten Griechen üblich. Die Schwalbe verzehrt in jedem Sommer Massen von Mägen, Mücken und kleinen Käfern. Sie wird dadurch auch zu einem sehr nützlichen Vogel. Die Schwalbe ist übrigens ein Weltbürger. Es gibt von ihr 17 Gattungen mit ziemlich anderthalb Hundert Unterarten. Zugvögel sind die Schwalben überall, wo die Jahreszeiten in Sommer und Winter eingeteilt werden können. Scheiden sich die Jahreszeiten nicht so scharf, so sind die Schwalben nur Strichvögel.

Der muß noch kommen in der Welt,

der schreibt, was jedem wohlgefällt!

Ihr lest tagtäglich unser Blatt
Als treues Spiegelbild der Zeit.
Was heute noch Bedeutung hat,
Zählt morgen zur Vergangenheit.
Oft brummt Ihr gar wenn stark und frei
Wir nach des wackern Mannes Pflicht
Euch sagen, wie es besser sei . . .
Ihr aber überlegt Euch nicht:

Der muß noch kommen in der Welt,

Der schreibt was jedem wohlgefällt!

Wer so, wie wir, tagaus, tagein,
Am Weibstuhle unsrer Zeiten wirkt,
Dem ist das Weltbild nicht mehr klein
Und nicht nur grau und eng umzirkelt.
Er sieht die Dinge, wie sie sind,
Er sucht nach Inhalt, Zweck und Ziel;
Hängt nicht den Mantel nach dem Wind,
Und hört so viel und sieht so viel . . .

Der muß noch kommen in der Welt,

Der schreibt was jedem wohlgefällt!

Zu helfen, schlichten jederzeit
In unsrer Tage Kampf und Not.
Ist unsres Lebens Schuldigkeit,
Ist unsrer frohen Pflicht Gebot.
Und wo man hohelt, wie man sagt,
Da fallen Späne hier und dort . . .
Wenn Euch mal etwas nicht behagt,
Denkt an das schlichte, wahre Wort:

Der muß noch kommen in der Welt,

Der schreibt, was jedem wohlgefällt!

P. u. d.